



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 235.

Donnerstag, den 8. Oktober

1925.

„Draußen, am Wall von Sevilla . . .“

(22. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erica Gruve-Vörcher.

Sein Bestreben, Pilar hinzuhalten, damit sie ihm nicht etwa Steine in den Weg werfe und dadurch möglicherweise im letzten Augenblick seine Pläne durchkreuze, wurde zu seinem Prinzip. Nur sie nicht vorzeitig etwas merken lassen, ehe er nicht ganz fest im Sattel saß! Denn Pilar war temperamentvoll und leidenschaftlich, war unberechenbar und stolz.

Als man sich aber nach dem Bankettabend verabschiedete, hatte Perez noch Gelegenheit gefunden, Manuel zuzuflüstern: er möge sich bald zu einer offiziellen Antrittsvisite im Hause ihres Vaters sehen lassen —!

Der Schneider erhielt den Befehl auf beschleunigte Lieferung des bestellten Anzuges, und so ließ sich Manuel schon nach wenigen Tagen im Hause Sanchez durch den Diener Carlos melden, der ihn als wohlgeschulter Diener zwar mit äußerer Glätte, aber innerlich mit desto größerer Neugierde empfing und den beiden Damen und dem Herrn des Hauses meldete.

Der junge Torero hatte den schicksalhaften Anlaß zu einer Visite, da er sich bei dem Señor Sanchez zu bedanken hatte. Er stellte mit Freude fest, daß Perez ihn heute mit der gleichen Liebenswürdigkeit empfing und das Spiel der Augen zwischen beiden unauffällig weiter ging. Señor Sanchez selbst war eine zu einfache und in Frauenkünsten zu unerfahrene Natur, um dieses heimliche Spiel bedeutungsvoller Blicke wahrzunehmen. Frau Heilwiga aber blieb es nicht verholen. Und während sie der Unterhaltung mehr als Zuhörerin lauschte, überlegte sie sich, ob es ihre Pflicht sei, Señor Sanchez, als den Vater, auf das Kommende vorzubereiten, oder ob sie im Interesse von Perez der Sache ihren Lauf lassen müsse —?

Der Zufall fügte es, daß, als man sich noch mit dem jungen Torero unterhielt, der Diener erschien und den Besuch des Don Alberto meldete! Die Nachricht wirkte fast wie eine Bombe im Zimmer. Das heißt, Manuel war ahnungslos, daß ihm das Schicksal nun seinen erfolgreichsten Nebenbuhler um die Hand von Perez in den Weg führte. Señor Sanchez aber war sehr erfreut. Frau Heilwiga konnte nicht umhin, über dieses Zusammentreffen zu lächeln. Perez aber wallte eine dunkle Röte über das Gesicht. War es Zorn —? War es Ablehnung —?

Trotzdem war sie Weltkame, wie immer, um sich äußerlich sonst nichts anmerken zu lassen. Sie empfing den jungen Offizier mit ihrer glatten Liebenswürdigkeit, wie es in der guten Gesellschaft von Barcelona zur zweiten Natur wurde, und erging sich mit ihrem Vater in der überraschten Frage —: was denn Don Alberto jetzt so unerwartet nach Sevilla führe —?

Die Feria, erklärte er. Seit Jahren hege er den Wunsch, einmal selbst die Feriitage in Sevilla mit zu erleben und kennen zu lernen, die Sevilla zur Frühjahrszeit weit über die Grenzen Spaniens hinaus berühmt gemacht hätten. Er betrachte es als einen Mangel an eigenem Nationalgefühl, wenn Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen, ja Holländer und Schweden zu dieser Veranstaltung nach Sevilla reisten, und ihm, als Spanier — seien sie unbekannt! — —

Perez hörte das mit kaum verborgener Unruhe. Wenn der junge Rittmeister aus diesem Anlaß kam und sie jetzt vorher aussuchte, war es ihr klar, daß man sich während der beginnenden Festtage um ihn kümmern müsse und ihn zur Teilnahme an allen möglichen Gelegenheiten einladen. Wie sehr würde das ihren Plan, der sich mit dem jungen Torero beschäftigte, durchkreuzen! Denn wenn auch Heilwiga ihr zu Liebe einspringen würde und mit dem Vater den Offizier unterhalten, so ahnte Perez doch —: hinter dem Lufttauchen von Don Alberto stand im Grunde seine Absicht, jetzt um ihre Hand anzuhalten und sich endlich einmal Klarheit zu verschaffen!

Auf der einen Seite die Bewerbung eines jungen lebenswürdigen Offiziers als altem Adel, nicht ganz ohne Vermögen, nicht eigentlich schön, aber sehr vornehm — mit einer aussichtsreichen Karriere — und auf der anderen Seite ihre heftige, jäh und leidenschaftlich sich behauptende Bewunderung und Zuneigung zu Don Manuel, der aber eben — nur Torero war! Zwar ein Held des Tages, der Held unzähliger kommender Zeitungsartikel, Berichte, illustrierter Wochenschriften — aber eben sonst nichts weniger als standesgemäß!

Aber sie faßte sich innerlich. Leidenschaftlich stark wuchs ihr Entschluß, sich den Geliebten zu erobern, wenn er auch sie liebte! Wenn er auch nicht völlig standesgemäß war, mochte man einen Torero noch so sehr bewundern! Aber sie würde auch jetzt die beste Gelegenheit haben, die beiden Bewerber so in nächster Nähe zu vergleichen —: wenn auch Don Alberto, selbst in Zivil, der vornehmere Caballero war und blieb, der Schönerere, der Bestechendere, der Glänzendere war doch Manuel! Selbst der Neid mußte es ihm lassen, daß auch er heute, im tadellosen neuen Anzug sehr kavalleremäßig aussah, und daß seine Männer Schönheit war nicht so strahlend-fajzinierend wie im goldstrogenden, malerischen altspanischen Torerokostüm, so doch wieder wirkungsvoller im Zivil war als der Offizier.

Sie sah, sie fühlte, wie die Situation sich für sie selbst zuspitzte und daß sie einfach eine vollendete Tatsache schaffen mußte!

Deswegen war es ihr nicht unlieb, als das allgemeine Gespräch über die Sehenswürdigkeiten von Sevilla auf dem herrlichen altmaurischen Königsschloß, dem Alcazar, haften blieb. Señor Sanchez hatte den Alcazar vor langen Jahren mit seiner verstorbenen Gattin besucht. Perez erinnerte sich an nichts mehr davon. Frau Heilwiga und Don Alberto kannten den Palast noch nicht. So war der junge Torero der einzige, der den Alcazar, als Sohn der Stadt Sevilla, seit seiner Kindheit bis in jeden Winkel kannte. Sofort bot er sich als Führer an, und Señor Sanchez nahm seinen Vorschlag mit Dank an.

In seinen klugen, dunklen Augen, die unter dem leicht ergrauenden, stets sorgfältig geschneiderten Haar etwas stark hervortretend wirkten, arbeiteten sichtlich allerlei Erwägungen. Er hätte auf den Kopf gefallen sein müssen, wenn ihm das Interesse seiner Tochter für

den jungen Torero entgangen wäre. Ihre Erregung und ihr leidenschaftliches Huldigungsbedürfnis bei dem Stiergefecht, dem er selbst seine eigene kostbare Brillantschlipsnadel hatte opfern müssen, galt ganz gewiß nicht nur dem tollkühnen, schneidigen Torero, sondern auch — dem schönen, bestreidenden Mann.

Der junge Offizier aber hatte sich schon in Barcelona mehr als einmal dem Vater anvertraut —: er habe feste Absichten auf Perez! Deswegen wäre es ratsam, wenn Perez in den allernächsten Tagen nicht zu viel Gelegenheit hätte, Manuel zu sehen! Kam der junge Offizier durch das Programm der Feriatage jetzt täglich ins Haus, dann kam die Sache vielleicht doch, wie Señor Sanchez es wünschte, mit Don Alberto zum Abschluß, und er würde es durch Vorstellungen und Zureden bei Perez vielleicht doch erreichen, seine Tochter die standesgemähere Wahl treffen zu sehen und den jungen Offizier nicht ohne ihr Jawort wieder abreisen zu lassen.

Deswegen schlug Señor Sanchez jetzt vor, ob man nicht gleich jetzt einen gemeinsamen Spazier- und Orientierungsgang durch das alte maurische Königsschloß unternehmen wolle —? Don Manuel sei gerade als liebenswürdiger und beschlagener Führer zugegen. Und während der eigentlichen Feriatage wäre ein so starker Andrang im Alcazar gerade auch aus den von der ganzen Umgegend zusammengeströmten Feriabeisuchern zu erwarten, daß dadurch wohl der eigenartige Zauber dieses Schlosses stark leiden würde.

Der Vorschlag gefiel allgemein. Der Nachmittag begann sich schon zu neigen — die Sonne war über ihre Höhe hinaus. Die herrlichen Gärten des Alcazars aber waren den zahlenden Besuchern noch bis Dunkelwerden geöffnet.

Die hohen, scharf voneinander abgegrenzten Räume nahmen sie auf. Wie eine andere Welt, wie verkunkene Jahrhunderte stieg es rings um sie auf. Peter der Erste, der erste König von Andalusien, vom Volke oft mit dem Beinamen der Grausame — oft aber auch der Gerechte, benannt, hatte sich im vierzehnten Jahrhundert das Schloß von maurischen Künstlern und Handwerkern ganz im altmaurischen Stile erbauen lassen. Und das war klug! Denn die Baukunst der Mauren schuf Bauten, die sich dem glühend heißen Klima anpaßten!

Die wundervollen Holzstäfelungen der Decken schienen über den hohen Gemächern nur zu schweben; die steinerne Wände zeigten reiche Verzierungen in ausgemeißelter Ornamentik, deren Erhebungen und Vertiefungen aber waren in bunten Farben von auferlesener Gegeneinanderwirkung bemalt.

Wundervolle Durchblicke eröffneten sich durch die hohen Bogen und die Innenhöfe! Farben- und Lichtwirkungen von eigenartigster Schönheit! Lag vorn einer der hohen Räume schon in Halbdunkel gehüllt, so leuchteten bei einem Blick durch zwei andere Säle in kleiner Entfernung die durchbrochenen Galerien des Spinnhofes noch in reinstem Weiß vor den entzückten Augen der Besucher. Gewaltige Holztüren wiesen noch die jahrhundertalten Malereien auf. Durch die farbigen Glasfenster nickten von draußen die Palmen und Cypressen der Alcazargärten. Einen besonderen Reiz gaben die Wandbekleidungen aus Majolika, die in sämtlichen Räumen die Wände fast bis zur halben Höhe bekleideten und einen blanken Reflex von wirkungsvoll zusammengestellten Farben gaben.

Einzig die Einrichtung der herrlichen Räume fehlte, und man vermiste sie. Denn gern hätte man sich mit einstigen kostbaren Teppichen, Vorhängen, golddurchwirkten Kissen und Polstern ein plastischeres Bild von den glänzenden Tagen geschaffen, in denen einst die schöne und in Balladen oft belungene Rompadour von Sevilla, die Geliebte Peter des Grausamen — Maria de Padilla — hier residierte und erbarmungslos den ihr nicht gefälligen Höflingen die Köpfe abschlagen ließ.

Perez war sehr erfreut, daß Don Manuel sich als ein so gut unterrichteter Führer erwies. Der junge Torero aber besaß nun seinerseits die Klugheit, alles,

was er die angestellten Führer bei schweren Besuchen des Alcazars hatte erzählen und vortragen hören, nun als sein eigenes Wissen anzubringen. Dieses Anpassungsvermögen, dieses Aufgreifen von Wissenswerten war eine seiner großen Geschicklichkeiten, die ihm den Weg durch das Leben bisher so günstig gebahnt hatten. (Fortsetzung folgt.)

Es herbstelt.

Von Julius Kreis.

Fast jeder Mensch hat einmal in seinem Leben, ähnlich wie Malern, einen Anfall von torischen Störungen hinter sich. Das heißt: in irgend einem Abschnitt seines Lebens packt ihn zu Beginn von Frühjahr und Herbst die unerklärliche Trieb, der Natur allerhand Liebenswürdiges, Wehmütiges oder Schmeichelhaftes in gebundener Sprache nachzusagen. Meist sind es die Jünalmsiasie, in denen man von diesen dichterischen Grippen überrastet wird. In den meisten Fällen heilt die Krankheit ohne weitere Folgeercheinung glatt und ohne Narbenbildung ab und richtet bei den späteren Amtsrichtern, Direktoren und Professoren weiter kein Unheil an.

Mein Freund Emil, der Dichter, bei dem nun allerdings das Dichten wie bei einem Ausflügen der Ausflugsunheilbar, chronisch, lebenslänglich ist, lacht über die Frühling- und Herbstdichter, die ihren Begalus so frisch, fromm, fröhlich, frei durch die Natur tragen lassen. Er weiß, daß dies nur das Vorrecht des Amateurs sein kann, daß der Berufsdichter wie ein geschickter Konfektionär die Frühling- und Herbstneubereitungen bereits ein Vierteljahr vorher wohlalortiert in Bereitschaft hält, damit noch rechtzeitig der Bedarf befriedigt werden kann. Seine Herbstgedichte z. B. gelangen bereits Ende Juli zum Verland, und wie oft sah ich ihn, den Unentweaten, nicht schon an einem heißen Juninachmittag bei 35 Grad Celsius, vor Hitze stöhnend, etwa dichten:

Nun kröstest jeder Baum und Strauch
Im kühlen Wind des späten Jahres

Wir, die wir die schöne Luftsaube haben, den Zeitaussen nur in Prosa über den Wechsel der Jahreszeiten zu unterrichten, haben es leichter. Wir können schlankweg Ende August die verblühende Neutatschkeit verbreiten: es herbstelt. Denn für gute Prosa hat die Zeitung immer viel schneller Platz als für gute Poesie.

Dieses „Herbsteln“ spricht sich immer mehr herum und bildet gegenwärtig in Friseurläden, Kanakien und Teesalons eine nicht unbestehende Eröffnung, Behebung oder Beendigung einer Konversation. Es beruhigt mich, als Chronist der Zeiläufe auch hier mein Scherflein zu diesem Thema beizutragen zu haben.

Draußen, in den Sommerfrischen, wird's von Tag zu Tag einsamer. Mit Kind und Kegel wandern die Familien aus bukolischer Einfachheit in Freude wieder in die Städte, in die Zivilisation, in Amt und Würde zurück und der Geheimrat, der gestern noch, nur mit einer Badehose bekleidet, neckisch plätschernd, Mensch unter Menschen war, ist heute in seinen Gehrock gehüllt, bereits wieder eine repräsentative, Ehrfurcht einflößende Erscheinung hoher Staatsgewalt.

Sommerfrischbekanntschaften, die vier Wochen ein Herz, eine Seele und ein Kästchen waren, Ferienfreundschaften, die engverbundener als Kastor und Pollux erschienen, zerstreuen, wenn der Zug auf dem Bahnhof pfeift, wie Spreu im Wind.

Die Berge von Koffern, Reisekörben und Schachteln am Bahnhof, mit zertrümmerten Dirmbekleidern, Spirituslöchern, Weisbubenhüten und zerlesenen Ulsteinbüchern stimmen wehmütig. Es geht dahin. Und wir lauen mit Strieleda aus Wante an der Wante: „Die schönen Tage von Arambues sin' nu' vorüber!“

In den Zügen, die stadtwärts fahren, brennen die bunten Herbstblumensträuße, die letzten Gaben der bäuerlichen Hauswirtin aus dem kleinen Gartel. Männer mit viel Gepäck schmeißen sie manchmal aus dem Coupéfenster, wenn sie im Weg umgeben. Frauen sind zartfühlender. Sie lassen lieber ein Handkofferl heben, als auf den Strauß in ihrer Hand zu verzichten.

Der Regen klatscht an die Scheiben, im überfüllten Wagenabteil ist's eng und mulmig. Passagiere schauteln auf einem Bein zwischen Gepäckstücken, junge Damen bewundern gegenseitig ihren sonnenverbrannten Teint, und sachliche Touristen tauschen mit Mitleid ihre Erinnerungen an die Geniaschleifer aus.

Im Bauernwirtschhaus draußen sitzt als letzter Gast ein alter Pensionär in der Ecke hinter seinem Schoppen Koten, und der Wirt sitzt einlam am Ofentisch und hat einmal Zeit, altfadene zurückgelassene Zeitungen aus Maadebura, Leipzig und Stettin zu lesen.

Hinter der Scheune rüttelt der Wind an einer von den Ingenieursbuben erbauten Antenne. Sie sind schweren Herzens spirt. Sechs Wochen barfuß, in selbiger Freiheit, rudern, schwimmen, fischen. Mist fahren, Alee holen, dreiecken, Pferde führen, Alle Rubenleitigkeit ist darin. Das lateinische Grammatikbuch wächst gespenstlich wie eine Wolkenwand über den Horizont, Algebraformeln und unregelmäßige Verben klappern wie Vogelstrecken in den Lüften.

Raubtierdressuren.

Von A. S. Kober.

Aus dem empfehlenswerten, im Ulstein-Verlag erschienenen neuen Buche von A. S. Kober „Die große Nummer“ veröffentlichten wir nachstehenden Auszug:

Im Oktober 1923 stand Sarralani auf dem Holsteinplatz in Hamburg-Altona. Wir gaben da die letzten Vorstellungen in Europa. Schon standen die beiden Stinnes-Dampfer bereit, die uns nach Südamerika bringen sollten. Den ganzen Sommer hindurch hatten wir schon „Haterwährung“ gehabt, d. h. wir nahmen — auf unierer Tournee durch Schleißen — als Eintrittsgeld nicht mehr das mit jedem Augenblick im Wert sinkende Papiergeld, sondern Futter und andere Naturalien. Es waren bitterböse Zeiten. Nun in Hamburg kam zu alledem noch Strakentamp und Beschränkung der Polizeistunde! Wir erlebten die Stunde der Abfahrt.

Aus jenen Schredenstagen bleibt mir unvergesslich das Bild: Tilly bei ihren Löwen. Sie steht den ganzen Tag über vor dem Gitterwagen, in dem die acht Bestien stehen oder liegen und spielt mit ihnen. Sie beobachtet ihre Löwen wie eine Mutter ihre Kinder in der Kinderstube, sie paßt auf, ob sie zu eilen haben, ob einer von ihnen Zeichen eines Schmerzes oder eines Unbehagens äußert, ob sie etwa Wehwehchen haben. Manchmal kommt einer nach vorn ans Gitter und steckt die Nase durch, dann faßt Tilly sie und schüttelt sie, und sie sehen sich beide an, als wollten sie sagen: Ja, ja, viele Zeiten! Aber man muß leben, wie man durch-

kommt! Ich führte einmal einen Dichter durch den Stall. Er meinte, man müsse eine Novelle schreiben; von einer Dampfwelle, die nur mit ihren Löwen zusammenlebt und im Afford von erotischer Libido und Grausamkeit dann endlich selbstmordet. Tilly stand unterdessen wie immer bei ihrem Käfig und handelte für ihre Löwen ein Pferd aus, das einem Fuhrmann in der Nähe des Zirkus gefallen war. Im beräuschten Weanerisch lachte sie ihn zu rühren und den Preis zu drücken. Sie hatte fürchtbare Angst, der Zoo könne ihr den fetten Bissen wegschnappen. Denn dessen Raubtiere und uniere mußten um die Wette hungern; es gab keinen Kadaver in Hamburg. „Das arme Blecherl kriegt ja nur alle zwei Tag zu freilen“, das lagte sie in einem so mütterlichen Tone, daß man an keine elagere Kindheit dachte.

Abends und dreimal noch nachmittags arbeitete Tilly mit ihren Löwen. Sie sprangen durch den Gittergang von ihrem Wagen in den Zentralkäfig. Die Musik schmetterte Soulas Einzug der Gladiatoren. Dann kam Tilly, im prallen Combostium in die Manege. Zarter Walzer, und das Spiel begann. Ein Spiel, denn von den einst üblichen Gewalttaten mit Stachel und Peitsche ist nichts mehr geblieben bei den modernen Dressurnummern bei diesen Gruppen, Fiauren, Tänzen, die Menschen und Tier miteinander stellen. Das Ganze ist im Grunde nichts anderes wie die Fortlekung des Spiels oder des Zusammenlebens, das man morgens beim Löwentäfel beobachten kann. Tilly legt sich auf ihren Löwen nieder und steckt ihren Kopf dem aröbsten in das weit aufgesperrte Maul.

Während der Aherfahrt nach Südamerika stand der Löwentäfel auf Deck. Wie immer hielt sich Tilly tagsüber bei ihren Vieblingen auf. Wir leben von unieren Pferden einige alte Kleeper schlachten, und die Löwen hatten Festtage. Wie ihre Herrin auch; sie hatte unter dem Schiffspersonal einen Landsmann gefunden, mit dem sie sich in ihrem reizenden Wienerisch vortrefflich unterhielt. Man munkelte sogar —. Aber der Bärenkompteur, der sie seit zwanzig Jahren kannte, erklärte lateinisch, Tilly würde nie heiraten. Sie habe in ihrem Leben wohl drei Duzend Anträge bekommen, jedesmal aber sei die Sache im letzten Augenblick daran gescheitert, daß sie sich von ihren Bestien nicht trennen wollte. Und kann man einem Mann zumuten, Löwen mit in die Ehe zu nehmen, in die gute Stube ovelleicht? — „Dös arme Blecherl“, lagte Tilly, als sie bei Madeira dem Löwen „Rero“ den Splitter aus der Tafe sog. Sie hatte die Kleiderärmel hochgestreift, und ich sah, daß ihre Arme über und über mit Narben bedeckt waren. „Die Löwen haben eine so scharfe Zunge“, erklärte sie mir, „wenn sie tätscheln, und noch scharfere Krallen und Zähne, wenn sie ungesogen sind.“

Sarralani spielte in Montevideo, in Buenos Aires, in den argentinischen Provinzialstädten. Tilly lebte und arbeitete mit ihren Löwen wie stets und überall. Eines Tages ist der alte Kirchhedeer in meiner Wohnuna, um meinem kleinen Maltererbund die Haare zu schneiden. Dabei erzählt er allerhand aus seiner fünfzigjährigen Praxis als Kompteur und kommt auch auf Tilly zu sprechen. Er kennt ihre Anfänge. Sie war in einer wandernden Menagerie, neben dem Hauptkompteur Nordid nur Assistentin. Nordid hatte eine Löwengruppe fertig gemacht, die ins Engagement gehen sollte. Als eines Nachmittags ein Zirkusbesitzer aus Paris kommt, um die Nummer anzusehen, ist Nordid nicht zu finden. Tilly führt statt seiner die Gruppe vor, zu voller Zufriedenheit, so daß der Abschied verfehlt wird. Bald darauf kommt Nordid zurück, etwas angeheitert, hört, daß die Löwen gearbeitet haben, ist in seinem Künstlerwahnsinn gestroffen und treibt die Tiere nochmals in den Käfig. Die Bestien bemerken seine Unsicherheit, fallen über ihn her, er wird tot aus der Manege getragen. Die rasenden Löwen werden in die Käfige zurückgetrieben. Eine Löwin fehlt schließlich noch. Man sucht sie. Endlich steht einer aus der Tür der Garderobe, in der Nordids Leiche liegt, eine Schwansauake herausschlagen; das Tier frisst an dem Toten

weiter. Am nächsten Morgen reiste Tilly mit vielen Löwen ins Engagement. Drei Tage später debütierte sie mit ihnen im Zirkus in Paris. Mit Erfolge. Die schöne Tilly Lebs wurde als Löwendompteuse eine internationale Attraktion.

Ich hätte dies Kapitel „Sawade“ überschreiben müssen, wenn ich die Größe aller deutschen Raubtiernummern ausführlich hätte schildern wollen; aber ich schrieb „Tilly“, weil die Menschlichkeit dieser kleinen Frau mich so aerührt hat. Sawades Erinnerungen hoffe ich bei einer anderen Gelegenheit erzählen zu können. Manchmal wenn wir miteinander sitzen, gibt der ernste, gefasste Mann ein Stückchen zum besten. So kam er neulich auf das verhängnisvolle Debüt 1910 in Buenos Aires. Gleich der erste Tiger durchbiß ihm die rechte Hand, so daß er die Waffe nicht gebrauchen konnte; dann fieslen die anderen über ihn her. Aber; Sawade trieb alle achtzehn Bestien in ihre Käfige zurück, riegelte ab — und legte sich dann für acht Monate ins Hospital. Sawade brachte Löwen, Tiger, Bären, Leoparden, Pumas, Zebras und Doggen zusammen in den Zentralkäfig. Eine Arbeit, die man heute nicht mehr zu leben bekommt, weil kein Dompteur die mühselige langwierige Dressur probieren kann. Die teuren Tiere müssen möglichst schnell „fertig gemacht“ werden, um Geld zu bringen. Durch die von Sawade geleitete Stellingner Dressurschule sind unzählige Raubtiernummern in alle Welt hinausgegangen. Heute führt Sawade nicht mehr vor, er ist Direktor und Teilhaber der Karl Hagenbeschen Zirkusunternehmungen. Sein Nachfolger in der Dressurschule ist Karl Haupt. Dessen erste Frau war Iene Marguerite, die 1912 den Löwen zum Opfer fiel. Seine zweite Frau arbeitet ebenfalls — als „Sonia“ — mit Löwen und jetzt lebt wieder die einst berühmte Nummer des „Löwen zu Vierde“. Als die schönste Frau, die je im Löwentäfel gestanden hat, wird Claire Helot gerühmt. 1893 begann sie ihren Siegeszug mit den Löwen des Leipziger Zoologischen Gartens. 1907 setzte sie sich auf ihrem Gut bei Suttgart zur Ruhe und schrieb ihre Memoiren. Im Kriege hat sie — wie so viele Artisten — ihr ganzes Vermögen verloren und fröhert nun in einer süddeutschen Stadt Damen. Von der Löwenmähne zur Damenkultur — ein Artistenschicksal.

Der Fachmann unterscheidet „zahme“ und „wilde“ Dressur. Bei der zahmen Dressurnummer leben wir Raubtiere ruhig ihre funitoollen Gruppen und Stellungen, ihre wohlfeinstudierten Exersizien ausführen. Bei der wilden Dressur dagegen lauchen die Bestien ihren Kompteur wild an, fletschen die Zähne, springen auf ihn los, beißen sich in die vorgehaltene Stahlstange fest, zerbrechen Holzknüvel, schlagen mit den Taten. Besonders schön als aufregendes Bild solcher Wildheit sind die Königsjäger, die Saller-Jaktion vorführt. Da überläuft den Zuschauer die beliebte Gänzebau Saller kann diese Gruppe auch zahm produzieren, was nicht etwa die Ungefährlichkeit der wilden Dressur erweist, sondern: die Meisterschaft dieses Mannes. In jedem Falle, in jeder Vorstellung nämlich ist eine Raubtierdressur ein Babanquepiel. Daß der Kompteur seine Tiere unschädlich machen könne dadurch etwa, daß er sie vorher sauffüttere oder durch den vielstärkerten starren, stehenden Bild — das ist Uninn. Das Geheimnis der Dressur beruht allein in der Kenntnis der Tiere, in der Gewöhnung mit ihnen. Aber; wie sie nun heute in der Vorstellung gerade gesamt sind, kann auch der gewiegteste Dresseur nicht vorher wissen. Wenn er ihnen im Käfig gegenübersteht, dann allerdings vermag er ihnen ihre Stimmung vom Gesicht abzulesen (bei Bären ist das nicht möglich), aber damit ist er nur aewart, nicht geschüht. Er kann nicht aus dem Zentralkäfig herausschauen und die Vorführung ablaasen; er muß leben, wie er mit den schlecht gesamteten Bestien fertig wird. Keine Angst haben — das ist die Kardinaltugend jedes Raubtierdresseurs.

Welt u. Wissen

Gärten auf dem Ozean. Auf den schwimmenden Städten, den großen Dampfern, die den Atlantischen Ozean so regelmäßig durchqueren wie die Eisenbahnzüge auf dem Lande, gibt es herrliche Gärten an denen das Auge des Passagiers sich erfreuen kann, wenn es von dem einseitigen Anblick der weiten Meeresfläche ermüdet ist. Viele Reise-dampfer besitzen ihre eigenen großen Gärtnereien, die von erfahrenen Obergärtnern geleitet werden. Der Schiffsarten muß täglich den Tafelschmuck liefern, der mit seinem Geschmack ausgewählt wird. Außerdem werden Blumenarrangements bei Geburtstagen und anderen Festlichkeiten bestellt. Der eine Reisende will täglich eine Blume im Knosfloch, der andere täglich einen Strauß in der Kabine haben. All diese Herrlichkeiten der Blumenwelt werden in Blumenteuten gepflanzt, die sich zu einer Art arökariaten Dachgartens zusammenschließen. Hier ist fast jede Blume vertreten, die man in den Gärten auf dem Lande findet, und besonders reich sind meistens die Rosen vertreten. Der Gärtner auf dem Ozean hat eigentümliche Schwierigkeiten zu überwinden, von denen kein Kollege an Land nichts ahnt. So gibt es viele Blumen, die leicht an werden, z. B. Narzissen, Veilchen und Maiglöckchen. Der Obergärtner, der über eine lange Erfahrung verfügt, behandelt diese Blumen mit besonderer Sorgfalt. Sie werden in ganz feines Filterpapier eingehüllt und in gleichmäßiger Temperatur ohne Wasser gehalten, bis zu dem Tage, an dem man sie braucht. Dann werden sie in Eiswasser getaucht, und nun erfüllen sie den Ozean-Garten mit ihrem Duft und sind so frisch, als hätten sie eben erst ihre Blüte geöffnet.



Winterschutz der Rosen im Freien.

Vielfach herrscht noch die irrtümliche Meinung, daß Rosen wie die meisten unserer Biersträucher frosthart sind und deshalb eines besonderen Schutzes im Winter nicht bedürfen. Aber gerade der letzte Winter hat uns von dem Gegenteil überzeugt und nur zu deutlich gezeigt, daß die sonst an und für sich so bescheidene Rose das verärgerteste Kind aus dem Süden auch heute noch ist und bei harter Kälte ohne besonderen Schutz leicht erfriert. Namentlich bei den beliebtesten Edelrosen, die äusserst empfindlich gegen Kälte sind, erfroren die Triebe bis zum Einsinken, gewiß ein Vingerzeig, anerkennende Vorbereitungen zum Schutz der Rosen gegen den Frost zu treffen.

Am leichtesten und einfachsten sind die Buskrosen zu schützen. Dabei ist zu bedenken, daß die Veredelungsstelle der empfindlichste Punkt der Rosen ist und der deshalb am wirkungsvollsten geschützt werden muß. Wenn auch einmal wirklich das Holz erfriert, dann kommen im Frühjahr doch wieder neue, echte Triebe aus der Veredelungsstelle vorzusprossen, doch diese aufzuechten. Daraus sollte man schon beim Pflanzen der Rosen Rücksicht nehmen und sie so tief setzen, daß die Veredelungsstelle mit in die Erde kommt. Der Austrieb frisch gepflanzter Rosen erfolgt im Frühjahr im kühlen, feuchten Schutze der Erde sicherer und besser, weil die dann oftmals herrschenden austrocknenden Winde den kletternden Rosen nichts anhaben können. Trotzdem ist es ratsam, die Buskrosen gegen Ende des Monats mit Erde anzuhaufeln und sie damit gegen starken Frost zu schützen.

Schon schwieriger gestaltet sich der Winterschutz bei den hochstämmigen Rosen. Hier ist es hauptsächlich die Krone zu schützen. Oft steht man sie in Stroh einwickelt oder mit Lappen umwickelt. Auch werden sogenannte Rosenhauben aus gewebtem Papier dazu verwendet. Aber alle diese Vorrichtungen geben keinen genügenden Schutz in strengen Wintern. Das bis jetzt erfahrungsgemäß beste Verfahren ist das Niederlegen der Stämme und das Bedecken der Krone mit Erde. Nur muß man damit warten bis das Holz vollständig ausgereift ist, da sonst die Ameisen unter der Decke leicht erkranken und unter Kränzen zu leiden haben. Korner ist es am besten, die Stämme im Herbst roh in Stroh oder Nadelreisler einzuhüllen, damit sie beim nächsten Niederlegen nicht etwa erfroren sind und dann brechen. Nun kann man auch die Hochstämme schon früher niederlegen, sie befestigen und dann erst eindecken, wenn es die Witterungsverhältnisse erheischen. Aber selbst uns dann die Kälte, so ist das Eindecken in wenigen Tagen erledigt. Vor dem Niederlegen ist der Stamm genau zu untersuchen, ob er eine schadhafte Stelle aufweist hat. Sie ist nachher nach welcher Seite das Stämmchen umzuwerfen ist. Korner ist es notwendig, die Erde am Fuße des Rosenstammchens auf der Seite, nach welcher es umzuwerfen ist, ein wenig anzuheben, damit die Wurzel beim Niederlegen leichter nachfolgt. Jedes folgende Jahr ist der Stamm nach derselben Seite umzuwerfen, da ein entgegengelegtes Umliegen leicht die Holzstruktur zerstören kann. Damit Stamm und Krone nicht emporschossen sind, sie mit hakenförmigen Hölzern im Boden zu befestigen. Gut ist es auch, die Krone vorher mit Stroh zu umwickeln. Dann wird sie noch mit ordentlichem Sonnenschirmen bedeckt, die an die Seiten über die Krone geschichtet werden. Ein zu festes Umwickeln ist aber vom Abbel, da sonst ein zu zeitiges Austreiben im nächsten Winter beahndet und alle Triebe sich bilden. Unter keinen Umständen heubte man trockenes Laub als Schutzmaterial. Das Laub wird bald vom Regen und faulenden Schnee durchnässt und da es in der Erde nicht trocknen kann, würden die Rosentriebe in dieser Umhüllung bald zu faulen beginnen.

Bei härteren Rosenarten genügt auch wohl, daß man sie direkt in die Erde legt und die Krone, damit das Wasser stets ablaufen kann, hügelartig mit Erde bedeckt.

Das Einräumen unserer Topfgewächse in ihre Winterräume.

Lange Zeit haben unsere Topfpflanzen vor dem Fenster, auf dem Balkon oder im Garten zu ihrem Behagen in vollem Sonnenschein, umweht von frischer Luft gestanden. Ihrer Freude über diesen Standort haben sie durch ein fröhliches Wachstum und ein unermeßliches Blühen Ausdruck gegeben. Nun neigt sich diese schöne Zeit für sie ihrem Ende zu und wir müssen an die Einräumung zunächst der empfindlichsten Gewächse denken. Denn von Mitte September ab stellen sich schon oft kalte Regenein, auf die recht läbliche Nächte, nicht selten auch die ersten Nachfröste folgen. Um diese Zeit müssen schon die weniger widerstandsfähigen Palmen und Farnkräuter sowie die zarteren Blatt- und Blütenpflanzen in schützende Räume untergebracht sein, während die härteren Pflanzen, wie Lorbeer, Kirschlorbeer, Evonymus, auch Hortensien, Nudizen u. a. unbesorgt bis Mitte Oktober hinein, natürlich normale Witterungsverhältnisse vorausgesetzt.

im Freien ausbilden können. Selbst ein heftiger Frost schadet ihnen nicht. Die zarteren Topfpflanzen sollte man jedoch nicht unmittelbar ins Zimmer bringen, sondern erst einen Übergang etwa dadurch schaffen, daß man sie in ein Gebüsch oder in einen hellen Hausflur stellt. Auch für die härteren Pflanzen ist es empfehlenswert, sie schon zu Anfang des Monats in eine Laube zu stellen, wo sie vor übermäßigem Regen geschützt sind. Man muß bedenken, daß um diese Zeit sich die Pflanzen schon ihrer Ruhezeit nähern, daher eine ständige übermäßige Nässe nicht ohne Schaden vertragen. In Ermangelung eines solchen Raumes stelle man sie an einer Mauer aufzulammen und baue ein Schutzdach darüber, oder aber lege sie an Regentagen um, damit das Wasser nicht in die Töpfe oder Kübel einzufließen vermag. Hier können sie an kalten Abenden mit ostern Tüchern oder Badlaken zudeckt und so vor Frost geschützt werden. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß alle Pflanzen vor dem Einräumen erst einer gründlichen Reinigung auch von tierischen Schädlingen wie Blatt- und Schildläusen, unterzogen werden müssen. Bei den Töpfen ist das Abwaschen zu öffnen und etwa durchgewachsene Wurzeln zu entfernen, ebenso welke und faulende Blätter.

Frühtreibversuche mit Blausäure.

Die Blausäure ist eines der stärksten Gifte. Ihr Name rührt davon her, daß sie mit verschiedenen Eisensalzlösungen einen blauen Niederschlag bildet, das soa. „Berliner Blau“, Bittere Mandeln, Wirsich, Wilsamen, Kirscherne usw. enthalten gewisse, allerdings sehr geringe Mengen von Blausäure. Beim Arbeiten mit einer wässrigen Lösung oder mit Dämpfen von Blausäure ist größte Vorsicht anzuwenden, da schon wenige Tropfen der Säure hinreichen, einen Menschen oder ein Tier zu töten. Aber auch bei diesem Gift tritt — wenigstens bei Pflanzen — jene merkwürdige Erscheinung auf, die z. B. der Heilweise der Homöopathie zurunde liegen soll. Kleinste Mengen eines bestimmten Stoffes wirken in vielen Fällen gerade umgekehrt als größere Mengen des gleichen Stoffes. Dies kommt u. a. auch in der frühtreibenden Wirkung der doch sonst so schädlichen Blausäure auf verschiedene Pflanzen zum Ausdruck, wie sie Prof. Gustav Gartner im Botanischen Institut der Technischen Hochschule in Braunschweig nachweisen konnte. Schon 1924 wurde bei Versuchsversuchen mit Blausäure an Apfelbäumen in Spanien eine Steigerung des Wachstums beobachtet. Laboratoriumsversuche an Kleeblätter, Maiskörnern und Süßholzwurden eine äußerst günstige Treibwirkung der Blausäure dort, wobei sich als besonders wertvoll für die praktische Gärtnerei die günstige Beeinflussung der Blütenbildung erwies, wie dies durch Abbildungen im „Kosmos“ dargestellt wird. Natürlich kommt es bei der Handhabung des Verfahrens auf eine genaue und vorsichtige Abgabe und eine bestimmte Einwirkungsdauer des Giftstoffes an. Weil die Wirkung der Blausäure in erster Linie blütenbildend ist, so ist es immerhin möglich, daß dieses Verfahren für die praktische, gärtnerische Arbeit eine Zukunft hat.

Nat und Anregung.

Die Winter-Endivie. Von den Winter Salatarten ist die Winter-Endivie am beliebtesten. Die Aussaat hat nicht zu früh zu erfolgen, weil dann die Pflanzen leicht schiefen und keine Herzen bzw. Köpfe bilden. Sind die Pflänzchen genügend erstarbt, dann werden sie auf ein abgeräumtes Beet verpflanzt, gut gedüngt, gegossen und bedeckt, damit sie sich gut und kräftig entwickeln. Das Hauptwachstum setzt erst im September ein. Sobald die einzelnen Köpfe auf auszubilden sind, werden sie zum Bleichen nicht zu fest zusammengebunden. Für den Winterverbrauch läßt man sie möglichst lange ungeschleimt im Keller, bringt sie dann in einen hellen, trockenen, leicht zu lüftenden Keller, wo sie mit den Wurzeln in den Sand eingeschlagen werden. Erst später werden sie zusammengebunden und geschleimt. Man kann sie auch in Blumentöpfen pflanzen und diese in den Keller stellen.

Bodenmüdigkeit nennt man den Zustand des Gartenbodens, wenn eine Frucht nach wiederholtem Anbau oder längerem Stand an ein und demselben Platz nicht mehr gedeihen will. Besonders auffällig ist die Bodenmüdigkeit in alten Obstgärten. Wo Kernobst oder Steinobst jahrelang gestanden haben, ist trotz reichem Gaben von Dünger und anderen Nährmitteln der Boden so einseitig ausgeleert, daß neugepflanzte Bäume gleicher Art nicht mehr fruchtbar kommen. Entweder muß anderes Obst gepflanzt werden, oder es muß die alte Erde tief ausgeschachtet und fortgeschafft und neue Erde dafür angefahren werden. Schwefelkohlenstoff hebt die Bodenmüdigkeit in gewissem Grade, doch ist ein wirklich durchgeführter Fruchtwechsel immer das beste Mittel gegen igealiche Bodenmüdigkeit.